

Predigt über Matthäus 22,1-14

(Oberkaufungen, 25. Juni 2017, 2. Sonntag nach Trinitatis)

Liebe Gemeinde!

Ein harter Text. Seine Härten sind schnell benannt: Einige der Knechte, die die Einladung des Königs zur Hochzeit seines Sohnes überbringen, werden getötet. Der König zerstört daraufhin die Stadt der Mörder und lässt diese umbringen. Und als die Hochzeit im Gang ist und einer der Gäste nicht entsprechend gekleidet ist, da wird er hinausgeworfen.

Ein Text mit Härten – und die verschwinden auch nicht so ganz, wenn wir uns bewusst machen, dass das Ganze eine Bildergeschichte ist, ein Gleichnis. Man darf die Bilder nicht überbewerten. Zugleich sind es Bilder, die uns eher fremd erscheinen, die den damaligen Lesern jedoch wohl vertraut waren.

Da ist etwa das Bild der Hochzeit. Ein Bild, das die Propheten Israels schon Jahrhunderte zuvor gebraucht hatten. Ein Bild für das, was Gott uns schenken will: immer wieder – und dann eines Tages ein- für allemal.

Damit haben wir einen Schlüssel, um einen Zugang zu diesem Gleichnis zu bekommen. Wir begreifen: Mit dem König ist Gott gemeint, mit dem Sohn Jesus. Mit der Hochzeit ist gemeint, dass Gott mit Jesus etwas Neues in Gang gesetzt hat, dass er uns mit Jesus in besonderer Weise beschenken will – und dass das ein Anlass ist zur Freude und zum Feiern.

Mit den Knechten sind die Jünger und Jüngerinnen Jesu gemeint, die sich auf den Weg gemacht haben, um den Menschen von Jesus zu erzählen und um sie zu einem Leben mit ihm einzuladen – leider oft ohne Erfolg. Ohne großen Erfolg auch in Israel, dem Land, in dem Jesus zu Hause war, dem Land, das auf eine lange Geschichte mit Gott

zurückblicken konnte.

„Und er sandte seine Knechte aus, die Gäste zur Hochzeit zu laden; doch sie wollten nicht kommen.“ Es gibt ein Indiz, das ganz deutlich macht, dass mit den Gästen Israel gemeint ist. Wörtlich übersetzt müsste es nämlich heißen: „Und er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu rufen ...“ Die Gäste, die jetzt eingeladen werden, wissen also schon lange von der Hochzeit. Sie wissen, dass Gott einmal etwas Neues unter ihnen beginnen wird. Die Propheten früher hatten ihnen davon erzählt. Doch das alles hilft nichts: die Gäste lehnen ab. Sie verachten die Einladung, ja manche gehen noch weiter: sie verhöhnen und töten die Knechte, die zu ihnen gekommen sind.

Mir fällt unser Stephanushaus ein. Es ist benannt nach dem ersten christlichen Märtyrer, also nach dem ersten, der wegen seines Glaubens an Jesus getötet wurde: Stephanus. Er war solch ein Knecht, der die Einladung Gottes überbringen wollte und dafür mit seinem Leben bezahlte.

Der Evangelist Matthäus hat unseren heutigen Predigttext erst Jahrzehnte danach aufgeschrieben. Es war eine Zeit, in der Jerusalem von den Römern zerstört worden war – im Jahr 70. Und genau an dieser Stelle horchen wir wieder auf. Da heißt es doch in unserem Text, dass die Stadt der Mörder angezündet worden sei. Die angezündete Stadt – ja, damit ist das von den Römern zerstörte Jerusalem gemeint. Es spricht manches dafür, dass Matthäus dem ursprünglichen Gleichnis Jesu die Sätze von der Zerstörung der Stadt hinzugefügt hat. Dann gingen diese nicht auf Jesus selbst zurück. Das würde mich – ehrlich gesagt – freuen, denn Rache und Vergeltung passt nicht so recht zu dem, was uns sonst in Jesus begegnet.

An dieser Stelle könnten wir einen Punkt machen. Doch das Gleichnis geht ja weiter – und das ist gut so! Es hört nicht auf mit der Ablehnung der Einladung und der Zerstörung der

Stadt, sondern die Knechte werden noch einmal losgeschickt: diesmal, um Leute von der Straße einzuladen, von draußen also. Einfach die, die sie antreffen. Ganz gleich, wer das ist. Das sind Leute, die ursprünglich nicht eingeladen waren. Sie gehörten ursprünglich nicht dazu. Sie kommen von draußen mit hinein in den Hochzeitsaal. Jetzt werden auch sie eingeladen.

An dieser Stelle könnte es wieder „Klick“ bei uns machen. Damit sind natürlich wir gemeint, wir, die wir nicht – wie Israel - schon lange mit Gott unterwegs waren. Wir sind sozusagen die Dazugekommenen.

Das war damals ja ein großer Sprung gewesen für die ersten Christen: als sie die Botschaft von Jesus nicht mehr nur an ihre jüdischen Zeitgenossen weitergaben, sondern sich aufmachten in die ganze damals bekannte Welt hinein. Alle sollten von Jesus erfahren. Alle sollten dazukommen können.

Genau an dieser Stelle wird unser Gleichnis weit. Genau an dieser Stelle wird es befreiend. Alle sind gemeint. Es hat niemand ein Vorrecht vor anderen. Es muss niemand erst irgendwelche Bedingungen erfüllen. Ganz gleich, wie unsere Lebensgeschichte aussieht, ganz gleich, was unser Leben geprägt hat – im Guten wie im Bösen, wir alle sind gemeint. Die Einladung Gottes, in Jesus dem Himmel auf der Erde zu erfahren, gilt uns allen – ohne jede Ausnahme. Wenn wir genau hinschauen, dann merken wir: genau darauf zielt das Gleichnis ab.

Alle sollen von Jesus erfahren. Davon, was Gott uns mit ihm schenkt. Alle sind gemeint.

An dieser Stelle wurde es nachdenklich, als wir einmal in einer Gesprächsgruppe über dieses Gleichnis sprachen. Wir verstanden, dass das Gleichnis auch von uns spricht – nicht nur von vergangenen Zeiten. Wir begriffen, dass mit den Knechten, die die Einladung überbringen, auch wir gemeint

sind. Wir sollen und dürfen Boten sein. Boten Gottes.

„Ich kann das nicht“ – so eine Reaktion damals in der Gesprächsgruppe. „Ich kann nicht einfach zu jemand hingehen und ihm von Jesus erzählen.“ Und wir kamen darauf zu sprechen, dass das ja auch schnell aufdringlich und bedrängend wirken kann. Wer jemals mit einem religiösen Eiferer zu tun hatte, der weiß, wie unangenehm das sein kann. Und natürlich haben wir alle schon von schlimmen Beispielen aus der Kirchengeschichte gehört, wo mit Druck und sogar Gewalt missioniert oder christianisiert wurde.

Das alles ist hier nicht gemeint. Druck und Manipulation und Aufdringlichkeit – das alles hat keinen Platz, wenn es darum geht, Menschen zu einem Leben mit Jesus einzuladen.

„Ich kann das nicht. Ich kann nicht einfach zu jemand hingehen und ihm von Jesus erzählen.“ Ich gestehe: auch mir fällt das manchmal schwer. Sicher gibt es Ausnahmen, aber meistens ist es so: Erst, wenn ich mit einem Menschen wirklich im Gespräch bin, wenn wir uns ein Stück miteinander vertraut gemacht, dann kann ich sagen, was mir Jesus bedeutet und was ich bei ihm finde. Und dann versuche ich es so zu sagen, dass der andere die Einladung dahinter hört, aber zugleich alle Freiheit hat zu entscheiden, wie er damit umgeht.

Doch es ist nicht immer nur das, was wir sagen, wodurch wir andere zum Glauben einladen können. Letzten Endes ist es unser Leben. Wie wir leben – das redet manchmal mehr als tausend Worte es könnten.

Wenn wir uns nicht unter Druck setzen lassen von Ansprüchen, die an uns herangetragen werden, wenn wir frei sind, anders zu leben – dann fällt das auf.

Wenn wir nicht mitmachen beim Einsetzen des Ellenbogens, beim Schummeln und Betrügen, beim Aufbauschen und Lügen, dann kann das eine Einladung an andere sein, einmal

über ihr Leben nachzudenken.

Wenn wir uns Menschen zuwenden, die übersehen werden, wenn wir uns Zeit nehmen für Menschen, denen es nicht gut geht, wenn wir ein offenes Ohr und ein gutes Wort für sie haben, dann kann auch das zu einer Einladung an andere werden.

Wenn wir angesichts von Schwerem und Schwierigem im Leben die Hoffnung nicht verlieren, sondern auf Gott vertrauen, wenn wir dem Tod das Recht auf das letzte Wort absprechen, wenn wir versöhnen statt spalten und vergeben statt vergelten, dann lädt das andere ein, danach zu fragen, ob das nicht auch ein Weg für sie sein könnte und wie sie zu einer solchen Lebenshaltung finden könnten.

Und – ganz schlicht: wenn wir sonntags den Gottesdienst mitfeiern, wenn das eine ganz einfache Selbstverständlichkeit in unserem Leben ist, sozusagen eine Priorität, dann redet das lauter als viele Worte. Dann lädt das andere ein, danach zu fragen, was denn dahinter stecken kann.

Das ist mir wichtig – auch angesichts der Herausforderung durch den Islam. Manchmal gibt es da richtiggehende Ängste. Damit ich nicht falsch verstanden werde: Der Islam ist eine Herausforderung. Es gibt Entwicklungen, die müssen wir im Auge behalten. Ich bin da überhaupt nicht blauäugig. Aber die erste Reaktion auf diese Herausforderung ist doch die: Wir leben selbst das, was wir glauben, was uns wichtig ist. Wir folgen selbst der Einladung Gottes zu seinem Fest, zu einem Leben mit ihm. Und dann kann es passieren, dass wir im Moslem neben uns einen Menschen entdecken, den Gott genauso liebt wie uns, der auch ein Eingeladener ist zum Fest Gottes.

Ich finde das Bild des Hochzeitsfestes gut. Mit Gott leben, seiner Einladung folgen – da geht es um etwas Schönes, um etwas Bereicherndes. Da geht es um die Fülle. Da geht es nicht um Enge und Pflicht, sondern es geht um Weite und Lust. Andere darauf aufmerksam machen zu dürfen, das ist etwas Besonderes.

Es gibt eine kleine Begebenheit am Schluss des Gleichnisses, die wieder ihre Härte hat. Da ist einer auf der Hochzeit, der ist nicht dem Anlass entsprechend gekleidet. Es kann sogar sein, dass ein Festgewand für ihn parat liegt, doch er zieht es nicht an. Und damit verachtet er das Fest, auf dem er zu Gast ist.

Damit wir es nicht falsch verstehen. Er konnte zum Fest kommen – so wie er war. Auch wenn er Lumpen angehabt hätte, wäre er willkommen gewesen. Aber jetzt ist er auf dem Fest – und er verachtet das, was da geschieht. Und das hat Konsequenzen. Er wird hinausgeworfen.

Was ist damit gemeint? Findet sich im ersten Teil des Gleichnisses eine Kritik an Israel, so wird jetzt ein kritischer Blick auf uns Christen geworfen. Wir sind Gäste auf der Hochzeit, die Gott ausrichtet, aber spiegelt unser Leben das auch wieder? Leben wir das, was wir glauben? Lassen wir davon unser Leben bestimmen?

Verstehen wir es nicht falsch: wir sind unvollkommene Menschen und werden es nie schaffen, so zu leben, wie wir es eigentlich wollen oder für richtig halten. Darum geht es hier auch nicht.

Hier geht es darum, dass wir beim Fest des Glaubens mit dabei sind, dass wir getauft und konfirmiert und kirchlich getraut sind – und so tun als ginge uns das alles gar nichts an, als habe es mit uns und unserem Leben nichts zu tun.

Da sagt das Gleichnis ganz deutlich: dann wirst du das, was den Glauben ausmacht und was er bedeutet, nicht erfahren. Dann wirst du nichts begreifen und nichts wissen von dem Trost, von der Kraft und von der Freude des Glaubens.

Das klingt hart, aber letztlich steht dahinter die große Einladung: Lass dich einladen zum Fest des Glaubens – und feiere es dann auch wirklich mit. Lass dich einladen zu einem Leben mit Gott – und lebe das, was Gott dir da schenkt.

Wer sind wir in diesem Gleichnis? Ganz sicher sind wir die, die eingeladen werden zum Fest des Glaubens. Vielleicht sind wir die unter ihnen, die erst spät davon erfahren haben – von der Einladung. Vielleicht haben wir die meiste Zeit unseres Lebens anders gelebt. Wir konnten mit Gott nichts anfangen, doch jetzt begreifen wir: Er meint auch mich. Er will mich dabei haben – auf seinem Fest.

Schön, wenn wir uns auch immer wieder mal als die Boten verstehen können, die die Einladung zum Fest an andere überbringen. Die Menschen aufmerksam machen darauf, dass Gott auch sie mit dabei haben möchte – bei seinem Fest.

Vielleicht erkennen wir uns auch in denen wieder, die auf dem Fest mit dabei sind, die sich aber nicht wirklich darauf einlassen, die vielmehr so tun, als habe das alles mit ihnen nichts zu tun. Dann wäre es Zeit, etwas zu ändern.

Wir merken: Dieses Gleichnis redet von Israel und den ersten Christen. Aber ebenso redet es von uns. Und das macht es so herausfordernd. Amen.